

Tel Aviv ist Moderne

Wie aus einer winzigen
Siedlung im Sand in den 1920er-
und 1930er-Jahren die größte
zusammenhängende Stadt des
Neuen Bauens erwuchs

Von Zora del Buono

Am 11. April 1909 ver-
sammeln sich Mitglieder
der 66 Familien, die
nördlich von Jaffa eine
neue Stadt gründen
wollen. Avraham Soskins
Bild ist für Israel von
ikonischer Bedeutung



GENIA AVERBUCH IST 24 JAHRE ALT, ALS SIE IHREN
ersten Wettbewerb gewinnt. Nicht irgendeinen Archi-
tekturwettbewerb, sondern das Herzstück einer Stadt
für die Zukunft, einer gelebten Utopie. Sie entwirft den zentra-
len Platz von Tel Aviv, das eigentlich Herzlija hätte heißen sol-
len, dem Schriftsteller Theodor Herzl zu Ehren, dann aber nach
Herzls Roman „Altneuland“ benannt wurde, „Tel“ (der Sied-
lungshügel) steht für „alt“, „Aviv“ (eigentlich „Frühling“) steht
für „neu“, ein poetischer Name.

Genia Averbuch hat für ihr junges Alter schon viel
erlebt, sie ist eine weltgewandte Person. 1909 in Russland
geboren, kam sie als Zweijährige mit ihren Eltern während der
zweiten Alija, der zweiten jüdischen Welle der „Rückkehr“
nach Erez Israel, in das in ihrem Geburtsjahr nördlich der
Hafenstadt Jaffa gegründete Tel Aviv, dessen Entstehung so
mythisch wie vernünftig wie egalitär war: 66 sandige Parzel-
len werden am 11. April unter 66 Familien aufgeteilt, das Los
entscheidet. 132 gesammelte Muschelschalen hat man be-
schrieben, auf der einen Hälfte stehen die Familiennamen, auf

Die Gründer: 66 Familien **1909**

Bei der internationalen
Bauausstellung Levante-
Messe zu sehen: das Café
„Galina“ (Bildmitte) von
Genia Averbuch, Elsa
Gidoni-Mandelstamm und
Shlomo Ginsburg, 1934





Rundungen und Bänder sind sowohl im Cafe „Galina“ als auch am Zina-Dizengoff-Platz das formale Hauptelement und prägen die Ästhetik der Stadt



Der Hauptplatz | 1934

der anderen die Parzellennummern. Ein Junge und ein Mädchen ziehen gleichzeitig eine Parzellenmuschel und eine Familienmuschel – und schon ist die Sache entschieden.

Während des Ersten Weltkriegs wird die kleine Genia mit ihren Eltern nach Ägypten vertrieben, ihren Schulabschluss macht sie wieder in Tel Aviv, mit 17 zieht es sie nach Rom und Brüssel, wo sie Architektur studiert, in diesen aufregenden Jahren, in denen in Europa die Moderne zu voller Blüte heranreift, wo die Avantgarde sich auf Adolf Loos beruft, der die Gebäude vom Ornament befreit hat, wo in Holland die Künstlergruppe De Stijl ihre experimentellen kubischen Bauten entwirft, wo der Schweizer Le Corbusier die Ästhetik der Architektur revolutioniert, wo erst in Weimar und dann in Dessau die Bauhäusler Kunst und Handwerk zusammenführen, wo in Stuttgart mit dem Bau der Weißenhofsiedlung der Welt gezeigt wird, was modernes Bauen ist, die Herrlichkeit des klaren Raumes, die Schönheit des flachen Daches,

die Befreiung von Stuck und Tand: wegfeigen all dieses tradierte schnörkelige Zeug, her mit Licht und Luft! Es sind euphorische Zeiten für junge Architekten.

1930 kehrt Averbuch in ihre rasant wachsende Heimatstadt zurück und arbeitet zwei Jahre für den Stadtplaner Richard Kauffmann, der 1920 im Zug der dritten Alija aus Deutschland nach Palästina eingewandert war, ein Modernist der ersten Stunde, der sogleich einen Bebauungsplan für das Strandviertel erarbeitet hat: die Strandpromenade als Zentrum des urbanen Lebens, dahinter Häuser in Gärten, sehr locker alles und sehr grün auch. Als Averbuch 1934 den Wettbewerb für den Zina-Dizengoff-Platz gewinnt, hat sie bereits mit ihrem Kurzzeitehemann Shlomo Ginsburg und der Berliner Innenarchitektin Elsa Gidoni-Mandelstamm an der internationalen Levante-Baumesse das Café „Galina“ gebaut, ein direkt am Strand gelegenes, mit allen Insignien der Moderne ausgezeichnetes Gebäude: ein Rundbau, leuchtend weiß, horizontale Fensterbänder, hauchdünnes Sonnendach auf zarten Stützen,

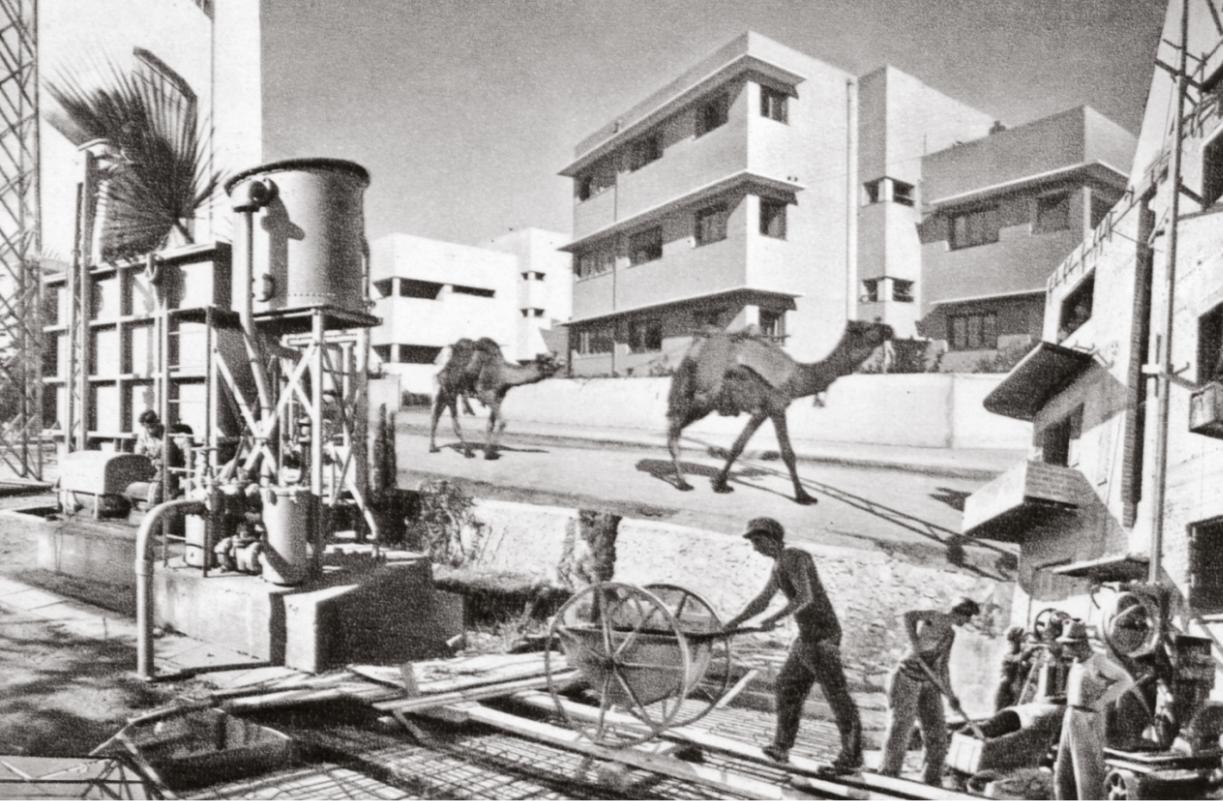


Als Genia Averbuch 1934 den Wettbewerb für den zentralen Zina-Dizengoff-Platz gewinnt, ist sie erst 24 Jahre alt

Treppen wie die einer Gangway, überhaupt: diese Schiffsästhetik. Natürlich kennen die drei die Bauten von Le Corbusier und Erich Mendelsohn – welcher junge Architekt konnte sie nicht? Elsa Gidoni-Mandelstamm lebt erst seit wenigen Monaten in Tel Aviv. Als Adolf Hitler 1933 zum Reichskanzler ernannt wurde, hat sie ihr Innenarchitekturbüro in Berlin-Schöneberg geschlossen und ist dem sich verdüstern Deutschland entflohen. Mit dem Schiff legte sie im Hafen von Haifa an, wie Zehntausende andere Flüchtlinge auch, unter ihnen Architekten, Ingenieure und Handwerker, die nicht viel im Gepäck trugen außer ihrem Wissen und der Idee, in Palästina eine humanere Welt aufzubauen oder, wie die Zionistin Lotte Cohn, die 1921 als erste deutsche Architektin eingewandert war, es formuliert hat: „Ein neues Land, und in ihm ein neues, besseres Leben, eine bessere menschliche Gesellschaft, keine Unterdrückung, keine soziale Ungerechtigkeit, keine Klassenunterschiede, eine freie, glückliche Jugend. Und mit diesem Wunschbild vor Augen gingen wir daran, unsere Welt zu formen.“

1921 bestand Tel Aviv aus 240 Häusern, kleine, schindelgedeckte Häuser und ein paar eklektische Villen entlang des breiten Rothschild-Boulevards, nur 2000 deutschsprachige Juden lebten hier. Als Averbuch den Wettbewerb gewinnt, wohnen hier schon 50 000 Menschen, und es werden immer mehr. Anders als Lotte Cohn kommen sie nicht freiwillig, sie kommen, weil sie müssen. Und auch die Stimmung ist eine andere als zehn Jahre zuvor, als Cohn über ihr freies Leben schwärmte: „Eltern? Eine Elterngeneration? Nein, die gab es nicht, jedenfalls nicht unter uns. Wir waren frei von der drückenden Belastung, die das Elternproblem unter Umständen für den Einzelnen und auch für die Gemeinschaft bedeuten kann.“

In den Dreißigern sieht das anders aus. Das Dessauer Bauhaus war 1932 geschlossen worden, man ist zwar noch nach Berlin umgezogen, auch dort war bald Schluss. Die weiße Architektur des Neuen Bauens gilt den Nationalsozialisten als „undeutsch“, sie nennen sie „Laubhüttenarchitektur“, „jüdische Architektur“ oder „Baubolschewismus“. Der Führer braucht



Fotomontagen sind ein beliebtes Mittel der Zeit. Dieses Motiv von 1934 wird gern als Postkarte verschickt



Links Das urbane Leben blüht: das Rimon-Kino von Shlomo Gepstein aus dem Jahr 1934

Unten Schon 1909 entstand das erste Haus am Rothschild-Boulevard. An der Prachtstraße stehen eklektische Gebäude genauso wie Bauhaus-Architektur

Baustopp | 1939

eine gewichtigere Architektur, eine, die sich auf die Historie bezieht, und ganz sicher keine, die sich „Internationale Architektur“ nennt – wie Walter Gropius die erste Bauhausausstellung betitelt hat.

Das britisch verwaltete Palästina wird zum Anziehungspunkt für die jüdischen Absolventen der Schule, Tel Aviv reizt sie, nicht Jerusalem oder Haifa – zu alt sind diese Städte, zu fertig, zu eng. Gut 200 Architekten, die ihre intellektuelle und ästhetische Heimat im International Style sehen, erbauen nun also diese Stadt am Meer, 17 von ihnen haben am Bauhaus studiert. Averbuch entwirft den ersten (und weltweit einzigen) Bauhausplatz auf Grundlage des Stadtplans, den der Schotte Patrick Geddes 1925 ausgearbeitet hat, der Nachfolgeplan des Kauffmannschen Entwurfs. Geddes, ursprünglich Biologe, entwarf eine Gartenstadt nach europäischem Vorbild, die Ideen von Kauffmann hatte er durchaus im Kopf. Die Hauptverkehrsachsen verlaufen parallel zum Meer und sind als breite Einkaufsboulevards geplant, die Wohnstraßen verlaufen von Ost nach West. Wichtig sind ihm die großen Abstände zwischen den Häusern am Strand, damit der Wind in die Stadt hineinziehen kann. Es gibt Wohnwege und Fußwege, die sogenannte Home-Blocks erschließen, jeder Home-Block funktioniert wie eine miniaturhafte Gartenstadt, im Zentrum ein Park mit Gemeinschaftsanlagen für die Bewohner. Gemeinschaft wird großgeschrieben, auch hier und nicht nur in den Kibbuzim.

Bürgermeister Meir Dizengoff hat den Schotten im Namen der britischen Mandatsregierung beauftragt. Dizengoff ist ein einflussreicher Mann, er gehört zu jenen, die damals per Muschellose ihre Parzelle erhalten haben, seine Nummer war die 43; dass der Platz nach seiner Frau benannt wird, ist nicht verwunderlich. Geddes hat den Zina-Dizengoff-Platz sechseckig geplant, einem Davidstern gleich. Averbuch hält sich nicht daran, sie entwirft einen runden Platz, um den

sich zwei- bis viergeschossige Häuser mit elegant geschwungenen Fassaden schmiegen, deren starke Horizontalität eine Geschlossenheit des Kreises vermittelt, obwohl sechs Straßen auf ihn zulaufen. Block 3 baut Averbuch selbst, die restlichen fünf andere Architekten, darunter ein Schüler von Walter Gropius, Arie Sharon (den man später „Vater der israelischen Architektur“ nennen wird). Der Platz ist groß, sein Zentrum eine begrünte Oase mit Feigenbäumen und Palmen, mit Wasserbecken, Springbrunnen, Bänken – ein Ort, um sich zu treffen. Wenn die Seepromenade das Rückgrat der Stadt ist, ist dieser Platz ihr Herz.

Die horizontalen Fenster- und Balkonstreifen sind nicht nur der Ästhetik geschuldet, sondern auch dem Klima. Averbuch ist eine der wenigen, die sich mit orientalischer Baugeschichte und den klimatischen Bedingungen der Gegend auskennen, die nicht herausgerissen wurde aus ihrem gewohnten Kontext, sie stammt von hier. Die Neuankömmlinge müssen erst lernen, was es heißt, auf Sand zu bauen (auch wenn die britische Regierung Tausende Bäume gepflanzt hat, um den Boden zu festigen), und was man zuvorderst braucht: Luft und Schatten.

Windkanäle dienen dazu, die Meeresbrise in die Räume zu lenken, schräg gestellte Betonlamellen ebenso, einfangen will man ihn, den Wind. Die Fassaden sind hell, weil Weiß das Sonnenlicht reflektiert, das passt den Bauhäuslern gut. Die Häuser werden verputzt, der Putz mit Muschelsplintern versetzt, um die Salzluf abzuweisen (was auf Dauer nicht gelingt). Die Dächer sind flach, weil sie abends zu Außenräumen werden – ein großes Glück für die Avantgarde, dass sie keine altbackenen Steildächer zu bauen braucht, Wüstenarchitektur geht gut in flach. Es darf filigran gebaut werden, Schneelastberechnungen entfallen, zudem wird so Material gespart. Die Räume sind hoch, dreieinhalb Meter, ein Mittel gegen stickige Luft. Die großen Glasfronten des International Style, elegant sich über Eck ziehende Fenster, wie Le Corbusier sie so mag, sind



DIE WEISSE STADT HEUTE

Text: Zora del Buono Fotos: Irmel Kamp-Bandau

Gut 4000 Gebäude des „International Style“ stehen heute noch in Tel Aviv, in mehr oder weniger gutem Zustand. Lange Jahre wurden die Gebäude stiefmütterlich behandelt und verfielen, die salzhaltige Luft setzte ihnen zu.

Die deutsche Fotografin Irmel Kramp-Bandau erkannte 1987 die Besonderheit dieser Architektur und begann, die Gebäude der Internationalen Moderne fotografisch zu dokumentieren. 650 der schönsten Bauten hat sie abgelichtet. Es ist auch ihr zu verdanken, dass die Öffentlichkeit die Schätze erkannte, die sich da Straße um Straße aufboten. Im Jahr 2000 eröffnete das Bauhaus Center in der Dizengoffstraße, eine private Initiative, deren Gründer erkannten, dass der Zerfall nur gestoppt werden konnte, wenn die Bedeutung der Architektur in die Öffentlichkeit drang. Der Name Bauhaus Center ist klug gewählt, da das Bauhaus quasi als Marke fungiert. 2003

hat schließlich die Unesco die zur „White City“ erklärten Straßenzüge (siehe Karte Seite 48) zum Weltkulturerbe ernannt. Rund 1000 Gebäude stehen mittlerweile unter Denkmalschutz, nicht immer zur Freude der Besitzer. Für den Denkmalschutz werden zum Teil diskussionswürdige Kompromisse eingegangen: Aufstockungen sind erlaubt, wenn der untere Teil des Hauses denkmalgerecht saniert wird.

Zum diesjährigen 100-Jahres-Jubiläum des Bauhauses ist Tel Aviv in den Fokus der Architekturliebhaber gerückt. Und auch Irmel Kramp-Bandau fotografiert weiter. Sie kann die verfallenden Bauten aus den 1980er-Jahren den sanierten Gebäuden der Jetztzeit gegenüberstellen. Im Museum für Photographie in Braunschweig sind im Rahmen der Ausstellung „Visionen der Moderne heute“ bis zum 30. Juni 2019 auch ihre Bilder der schönsten Bauten Tel Avivs zu sehen. ☞

House Shami, 1936. Architekt: Yehuda Lulka. Aufgenommen vor seiner Renovierung 1991



House Levy, 1935. Architekt: Shimon Hamadi Levy. Als Hotel geplant, als Wohnhaus genutzt.



Verdichtung

1957

Nach Ende des Krieges wird die Stadt weitergebaut. Der International Style beginnt sich selbst zu kopieren

undenkbar hier: Es würde viel zu heiß. Also werden schmale Fenster gebaut; vor allem die lang gezogenen Balkone mit überlappenden Betonschürzen, wie auch Genia Averbuch sie in ihrem Wettbewerb vorgegeben hat, werden zum Kennzeichen der Stadt, genauso wie die runden Hausecken, um die der Wind leichter wehen soll. Die Balkonbrüstungen sind geschlitz, damit frische Meerluft durch sie zieht, sie spenden Schatten und Luft zugleich. Die Hauptlinie Tel Avivs ist die Horizontale, so wie der Horizont des Meeres im Hintergrund.

Und dann kommt der Corbusier-Schüler Zeev Rechter auf die Idee, den Meister zu zitieren. Er ständert ein Haus auf, schmale Stützen halten es, das Erdgeschoss bleibt frei, für die frische Brise. Corbusiers „piloti“ werden bald gängiges Gestaltungsmittel. Unter dem Haus spielen die Kinder, sitzt man im Schatten, schwatzt, trinkt Kaffee, arbeitet, schaut. Gesund soll gebaut werden, luftig, ganz anders als in den engen arabischen Städten. Dieses Credo der Hygiene haben die Bauhäusler mitgebracht. Und noch viel mehr wird importiert, gerade aus Deutschland, woher die Menschen ins Land strömen, sogar Wörter bringen die Flüchtlinge mit, die auch ins Hebräische Einzug finden: Kratzputz, Sockel, Spachtel.

Aber nicht nur Wörter, auch Material: Juden dürfen kein Geld aus Deutschland ausführen, sondern sollen ihr Vermögen in deutsche Produkte investieren, die nach Palästina verschifft werden. Und so wird also deutsches Glas importiert, Kisten voller Armaturen aus Holz, Fenstergriffe und Waschbecken, tonnenweise werden deutsche Fliesen verlegt, vor allem in den Hauseingängen, Villeroy & Boch überall. 1935 erreicht die Bautätigkeit ihren Höhepunkt, der Druck durch die vielen Einwanderer, die vor den Nazis flüchten, ist enorm, mehr als 200 000 Immigranten ziehen ins Land, es ist die Zeit der fünften Alija.

Es muss schneller gebaut werden, größer, höher. Und es wird schneller gebaut, größer, höher. Manche städtebauliche Errungenschaft wird hinfällig, Geddes' locker geplanter Stadtgrundriss wird verdichtet, es wird enger. Als in Europa der

Krieg ausbricht, nimmt der Boom ein jähes Ende. Die Engländer brauchen das Material zu Verteidigungszwecken, begonnene Gebäude werden fertiggestellt, mehr nicht. Das, was später als „Weiße Stadt“ bekannt werden wird, ist nahezu vollendet.

Die Flüchtlinge, die ihre Leben retten können, indem sie legal oder illegal mit Schiffen aus Europa nach Palästina finden, stehen an der Reling und sehen diese strahlende, moderne Stadt, die so gar nicht orientalisches ist und auch nicht an osteuropäische Shtetl erinnern, nicht an Ghettos, sie sehen etwas, das Zukunft verspricht, Helligkeit, sie sehen zarte Geländer und flache Dächer, sie sehen umlaufende Balkone und Bullaugen, und die Schiffsästhetik, die an Aufbruch und Technologie und Tempo erinnerte und mit der in Europa kokettiert wurde, bekommt hier eine andere Bedeutung: Gekommen seid ihr mit Schiffen, gelandet seid ihr in einem sicheren Hafen.

Nicht alle sind glücklich mit dieser Architektur. Ein Koloss der Moderne, Erich Mendelsohn, der 1933 aus Deutschland gekommen ist, ist bald enttäuscht von den europäischen Architekten, die nichts Neues erfinden, sondern nur ihn und Le Corbusier kopieren, schlecht kopieren, wie er spottet. Er zieht 1941 weiter in die USA, weil es in Palästina kaum noch Arbeit gibt. Auch Elsa Gidoni-Mandelstamm geht nach New York und eröffnet dort ein Büro. Lotte Cohn, die Zionistin, bleibt selbstverständlich. Genauso die Ausnahmearchitekten Zeev Rechter und Arie Sharon. Sie bauen Kibbuzim und Schulen und Krankenhäuser. Sie gestalten das Land, das bald schon Israel heißt. Auch Genia Averbuch bleibt. Nach Kriegsende wird sie Stadtplanerin in Tel Aviv, sie gewinnt Wettbewerbe und baut immer weiter, Schulen, Heime für Holocaustüberlebende, für alleinstehende Frauen und sogar zwei Synagogen. 2013, da ist sie schon 36 Jahre tot, wird in Tel Aviv ein Platz nach ihr benannt. ☞

Zora del Buono, Jahrgang 1962, arbeitete als Architektin, bevor sie mare mitbegründete. In den 1980er-Jahren, als sie an der ETH Zürich Architektur studierte, tobte ein Kampf zwischen zwei Stilen: Die Postmoderne erlebte ihren Höhepunkt, die Modernisten hielten dagegen. Sie gehörte eindeutig zu Letzteren.